

Kampf um die Freiheit

Rossinis „Guillaume Tell“ im Nürnberger Opernhaus - 05.03.12

NÜRNBERG - Nach den „Meistersingern“ bedeutet Gioacchino Rossinis „Guillaume Tell“ die zweite große Herausforderung für das Nürnberger Musiktheater in dieser Spielzeit. Das Premieren-Publikum im Opernhaus war nach fast vier Stunden eindeutig geteilter Meinung: Beifall und Buhs (besonders für die Regie) hielten sich die Waage.



Michaela Maria Mayer, Tilman Lichdi vor der Riesen-Projektion des Gessler

Foto: Ludwig Olah.

Wenn in einem Drama der Satz „Der Weg nach Altdorf ist frei“ fällt, dann muss es sich nicht zwangsläufig um eine Verkehrsmeldung zur A6 handeln. Die Hauptstadt des Kantons Uri ist zwar nur halb so groß wie das fränkische Landstädtchen, aber für den Gründungsmythos der Eidgenossenschaft von zentraler Bedeutung. Hier regiert der zynische Landvogt Gessler, der kaum registriert, dass der Druck im Kessel immer größer wird.

Wie Regisseurin Elisabeth Stöppler mit Hilfe riesiger Projektionen wissen lässt: Gessler ist ein unmittelbarer Geistesverwandter von Potentaten à la Napoleon, Castro oder Gaddafi. Damit wäre der Transfer ins Heute geleistet und wer es bis zum Ende nicht begriffen hat, dass im „Tell“ Freiheit grundsätzlich verhandelt wird, kriegt es noch schriftlich mit Verweis auf den Arabischen Frühling...

Doch Rossinis wesentlichster Beitrag zur Grand Opéra hat viele, auch widerstreitende Facetten. Und wenn darüber noch ein völlig überambitioniertes, theorieelastisches Regiekonzept geworfen wird, macht das die Sache nicht eben unkomplizierter und später sogar langweilig. Versuchen wir die Sache einzeln aufzudröseln...

Die Regieoper. Jeder Theatermacher muss es als Zumutung empfinden, dieses Emulgat aus patriotischem Kampf und aberwitziger Liebesstory zwischen einem Bauern und einer Prinzessin in plausible Bilder übersetzen zu sollen. Zumal der revolutionäre Geist in Rossinis süffig-schwelgerischer Vertonung nur in Spurenelementen zu finden ist.

Elisabeth Stöppler und Bühnenbildner Hermann Feuchter haben sich für ständige surreale Brechungen entschieden, die eins zu eins aus der Werkstatt Marthaler/Viebrock zu stammen scheinen. Die beengte Talwelt der Zentralalpen wird hier in einen kahlen Uni-Seminarraum überführt, in dem Bergpanoramen per Overhead-Projektion an der Betonwand entstehen. Noch bevor die Ouvertüre mit ihrem idyllischen Cello-Intro auf einem Schwebeplateau von Christoph Spehr und vier Kollegen in Barockpunk-Dress angestimmt wird, deuten Böen, Vogelzwitscher, Froschgequake und Kuhglocken an, wohin die Reise geografisch gehen soll.

Tyrann im Cowboy-Look

Die Adelswelt kommt barock daher (Kostüme Nicole Pleuler), der Tyrann gefällt sich als Cowboy, das Volk wirft sich zum Rütlichschwur Mittelalter-Felle über und der Dorfälteste Melchthal mutiert zum calvinistischen Pastor (Vladislav Solodyagin singt einen Akt lang prächtig und darf dann die restlichen drei Akte als Leiche brillieren). Mitten hinein platzt Mutter Helvetia (ehemals Frau Tell), Tells Armbrustschuss trifft nicht den Apfel, sondern die Tochter Jemmy — mit Schiller hat Rossinis Adaption ohnehin nur rudimentär zu tun.



Hier wird der aufgespießte Apfel zum Kampfsymbol gegen Unterdrückung: Der ausgezeichnete Opernchor erhält in Gioacchino Rossinis „Guillaume Tell“ (Wilhelm Tell) eine handlungstragende Funktion.

Foto: Ludwig Olah

Das Problem: Vor lauter dramaturgischen Theoremen vergisst die Regie, die Geschichte zu erzählen und lässt das Publikum schrecklich allein. Das braucht mindestens eine Stunde, um überhaupt zu begreifen, wer wer auf der Bühne ist. Das Ganze ähnelt einer Sozialkunde-Lehrstunde: Bestimme die Funktion der Freiheit im Rahmen der Schweiz-Findung. Freiheit bedeutet Opfer bringen, und deshalb erwürgt Arnold am Ende seine Mathilde jenseits des Librettos. Aha!

Die Sängeroper. Dabei ist der vokale Anspruch eminent. Belcanto-Seligkeit beherrscht alles. Mit (gerade auch koloraturistischer) Bravour und famosem dramatischen Zugriff meistert Leah Gordon die Partie der Mathilde, auch Uwe Stickert geht seine heikle, weil Höhen fordernde Rolle als ihr Liebhaber Arnold mit Entschlossenheit an. Mehr Durchschlagskraft und gestalterische Prägnanz hätte man sich allerdings von Martin Berner als Tell gewünscht.

Weil sowohl Michaela Maria Mayer als auch Heidi Elisabeth Meier erkrankt waren, rettete Sopranistin Claudia Braun mit Umsicht aus dem Orchestergraben heraus die Aufführung, während Mayer stumm auf der Bühne agierte. Schöne Leistungen zeigten auch Leila Pfister (Hedwige), Tilman Lichdi (Ruodi), Philipp Carmichael (als Gesslers Scherge Rodolphe) oder Taehyun Jun (Leuthold).

Die Choroper. Wesentlicher Handlungsträger bleibt aber das Volk. Rossini wollte bis zu drei verschiedene Männerchöre agieren sehen. Tarmo Vaask machte mit seinem übersichtlichen Sänger-Kollektiv das Beste daraus und sorgte für großformatigen Chorglanz.

Die Dirigentenoper. Guido Johannes Rumstadt hatte die Partitur sensibel gekürzt und umgestellt, musste am Ende aber heftigen Unmut dafür entgegennehmen, dass er den Galoppteil der Ouvertüre erst im dritten Akt nachreichte. Man hätte die Staatsphilharmonie gerne noch plastischer, weniger elegisch und auch riskobereiter, teilweise auch präziser erlebt. Hier darf noch nachjustiert werden.

Als nächste Rossini-Ausgrabung sei Peter Theiler übrigens „La gazetta“ empfohlen, in der die Wirkung der Medien persifliert wird. Die Oper war vor Ort garantiert noch nie zu sehen und dauert auch in Gänze weit unter vier Stunden...

Weitere Aufführungen: 10., 12., 18. und 24. März, 4. und 15. April, Karten: Tel. 0911/2162298.

JENS VOSKAMP

NÜRNBERGER
Nachrichten